

Rheingauer Bürgerfreund

Erscheint Dienstags, Donnerstags und Samstags
an letzterem Tage mit dem illustrierten Unterhaltungsblatt
„Plauderflüschchen“ und „Allgemeinen Witz-Zeitung“.

Anzeiger für Eltville-Oestrich

Abonnementspreis pro Quartal Mk. 1.20
= (ohne Trägerlohn oder Postgebühr.)
Inseratenpreis pro sechsspaltige Pettzeile 15 Pfg.

Kreisblatt für den östlichen Teil des Rheingaukreises.

Grösste Abonnentenzahl
aller Rheingauer Blätter.

Expeditionen: Eltville und Oestrich.

Druck und Verlag von Adam Etienne in Oestrich und Eltville.
Gesamtpreis No. 5.

Grösste Abonnentenzahl in der
Stadt Eltville und Umgebung.

No 8

Dienstag, den 19. Januar 1915

66. Jahrgang

Zweites Blatt.

Die Eichenhaine des Weltkrieges.

Der Vorschlag, den der Direktor an der Königl. Gärtnereiheranstalt zu Berlin-Dahlem, Lange, gemacht hat, verdient die weitestgehende Beachtung. Es wäre schön, wenn er in allen Städten und bis in die kleinsten Dorfgemeinden hinein zur Verwirklichung gebracht würde. — Ja, gerade in den letzteren läßt er sich noch am allerleichtesten erfüllen und deshalb sollte der Vorschlag durch die Zeitungen überall hin verbreitet werden. Wir hoffen, daß die Gemeinderäte schon während der Kriegszeit der Angelegenheit praktisch nähere treten. Es handelt sich um ein würdiges und dauerndes Denkmal für die tapferen Helden dieses Krieges. Der Vorschlag von Direktor Lange hat den Vorteil, etwas wirklich Schönes, etwas Dauerndes und dabei nicht einmal Kostspieliges zu sein.

Lange rät, in jeder Gemeinde für jeden aus ihr im Kriege Gefallenen eine Eiche zu pflanzen. Diese Eichen zusammengefaßt auf irgendeinem besonders hübsch gelegenen Punkte in der Nähe des Ortes würden dann ein beliebtes Wallfahrtsziel der kommenden Generationen bilden, sie könnten festlichen Zusammenkünften und Veranstaltungen dienen, sie könnten ein bleibender Ort der Weihe sein, der mit dem Seelenleben der Gemeinde, mit den bedeutendsten Erlebnissen des Ortes innigst verknüpft ist.

Es ist auch ein echt deutscher Gedanke. Wir werden an die heiligen Haine der Germanen erinnert, ihnen war auch Donars Eiche besonders heilig. Wir wollen gewiß an diese alte deutsche Tradition nicht anknüpfen im Sinne einer Wiederbelebung überwundener Religionsformen. Die Götter, denen einst in den heiligen Hainen geopfert wurde, sind als Sinnbilder unserer religiösen Vorstellungen gewiß nicht mehr zu brauchen. Aber die fromme Stimmung, mit der unsere Vorfahren ihre heiligen Haine betreten, die andächtige Empfänglichkeit ihres Gemütes, mit der sie sich dem geheimnisvollen Rauschen des Waldes, dem wunderbaren Treiben und Blühen der Natur hingaben, das darf auch in der heutigen Generation noch wach gehalten werden. Und so läßt sich in anderer Form das Denken der heutigen Zeit mit dem Fühlen der alten noch verknüpfen. Die Pietät zu den längst vergangenen Geschlechtern unserer Vorfahren wird sich mit dem ewig lebendigen Naturförm der Deutschen und mit der weisevollen Dankbarkeit für die Helden des jetzigen Krieges verschmelzen.

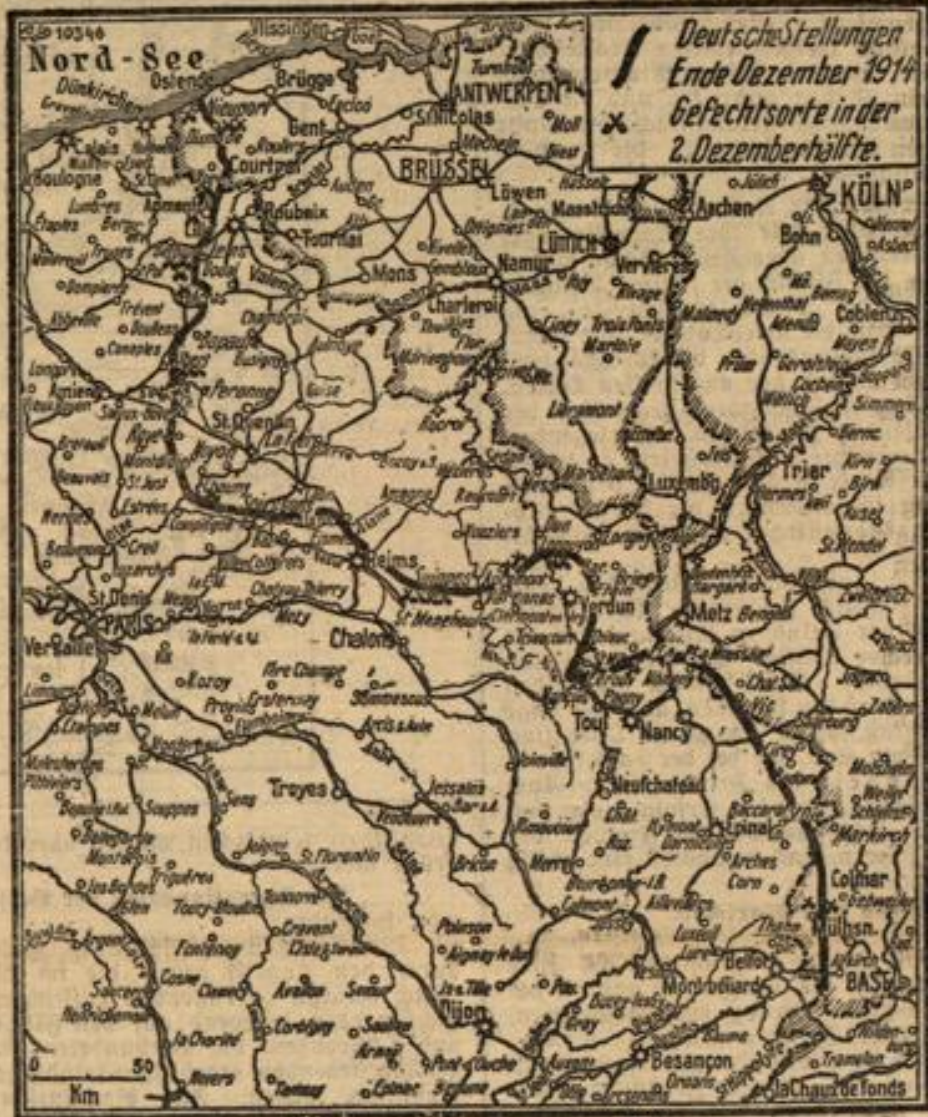
Wir brauchen ja auch geradezu eine neue Form des Denkmals. Würden wir neben die Kriegerdenkmäler von 1870, die meistens in Stein und Metall die Germania oder den deutschen Adler darstellen und die Namen der Gefallenen festhalten, wieder ähnliche Denkmäler stellen, so würde das langweilig wirken, so würde die Gleichförmigkeit sowohl der alten wie die neuen Denkmäler in ihrer Wirkung auf Gemüt entfallen. Man hat ja deshalb schon nach neuen Formen für die Ehrung Helden gesucht. Es war ein glücklicher Gedanke, dem ehernen Kanzler die Feuertürme aus den deutschen Höhen zu errichten. Auch das eine pietätvolle Anlehnung an fromme Gebräuche unserer Vorfahren. Man kann aber natürlich auch diese Türme jetzt nicht etwa den Opfern des Krieges zu Ehren verdoppeln. Also irgendeine neue Form muß gefunden werden. Die heiligen Eichenhaine scheinen da wirklich die bestmögliche zu sein.

Ganz neu ist ja freilich auch dieser Gedanke nicht, Erinnerungsbaume zu pflanzen. Wir haben schon an vielen Orten Kaiser- oder Friedens- oder Heldenbäume, wir haben schon Eichen gepflanzt zur Erinnerung an die Befreiungskriegszeit. Diese Bäume aber stehen entweder inmitten der Gemeinden, so daß der Gedächtnisbaum des Weltkrieges doch wieder etwas ganz anderes und neues wäre und in seiner Stimmung keineswegs durch jene Einzelbäume gedrückt werden könnte. Oder aber, wo die letzteren außerhalb der Gemeinde schon an einem schönen Plage stehen, läßt sich zwanglos und sinnvoll der kleine Eichenhain um sie herum gruppieren. Jeder Baum in diesem Haine würde dann den Namen eines Gefallenen festhalten, würde im Fall des Ausgehens durch einen neuen jederzeit ersetzt werden können, würde den Familien einen Ersatz bieten für das fehlende Grab, um ihr liebevolles Andenken äußerlich zu betätigen und aus dem Rauschen des Haines würde der ganze Gemeinde eine ergreifende Mahnung zu Vaterlandsliebe und Pflichterfüllung entgegenklingen für alle Zeiten.

Dr. Streder.

Weiße Raben in England.

Nachdem der von Churchill und seinem Prehang gelegentlich der Beschießung von Scarborough-Hartlepool gegen die deutsche Seekriegsführung in Szene gesetzte Verleumdungsfeldzug sich etwas ausgetobt hat, scheint nunmehr auch in England einer gerechteren Beurteilung die Bahn frei zu werden, wie folgende Zuschriften aus dem Vereckreis englischer Blätter beweisen.



Die deutsche Front im Westen.

Eine „Fairplay“ unterzeichnete, anscheinend von einem Offizier verfaßte und an den Herausgeber des „Economist“ gerichtete Zuschrift vom 30. Dezember lautet:

„Unsere Zeitungsschreiber haben offenbar das, was sie Tatsachen und Völkerecht nennen, ihrem eigenen Bewußtsein entnommen — eine Methode, die man sonst allgemein als deutsch zu bezeichnen gewohnt ist. Nicht einmal die Mühe, die offizielle Armee-Liste (Army List) durchzusehen, haben sie sich gemacht. Diese führt unter den verteidigten Plätzen, die mit schwerer Artillerie besetzt sind, auch Hartlepool auf, ebenso ergibt sich daraus, daß Scarborough nicht lediglich ein Badeort ist.“

Das Vereinigte Königreich verfügt im ganzen über 6 Kavalleriedepots, wovon eins, und zwar das für Nord-England bestimmte, eben das von Scarborough ist. Ferner stehen noch eine reitende Abteilung Feldartillerie und das 5. Bataillon (Territorials) des Dorsetshire Regiments dort in Garnison. Nach den Haager Abkommen kommen diese militärischen Einrichtungen als Ziele für feindliche Geschütze sehr wohl in Betracht.

Die weiter von Ihnen gemachte Einwendung, „daß unsere eigene Marine ähnliche Operationen vorgenommen hat“, die den Verlust an Leib und Leben von Nichtkämpfern zur Folge hatten, läßt sich reichlich belegen durch die Zeitungsmeldungen der letzten Novemberwochen. Unsere Beschießung von Zeebrügge hatte die unbeabsichtigte Zerstörung vieler Privathäuser, die Einschüchterung ganzer Stadtteile, ferner den Tod verschiedener Einwohner, sowie die Flucht der Ueberlebenden im Gefolge. Gerade heute veröffentlicht der Marineberichterstatter der „Times“ eine offizielle Kundgebung aus Berlin, daß die letzte Beschießung der belgischen Küste, abgesehen von einigen Toten und Verwundeten unter der Bevölkerung von Westende, keinerlei Erfolg gehabt hat. Er bezweifelt allerdings die Wahrheit dieser Kundgebung, da vorher Westende als von seinen Einwohnern geräumt gemeldet worden war.

Jedenfalls ist soviel klar, daß sich auch unsere Schiffsartillerie um die Rechte der nichtkämpfenden Einwohner nicht bekümmert hat.“

Im „Evening Standard“ äußert sich ein englischer Rechtsanwalt folgendermaßen: „Jetzt jammern die Engländer über die Deutschen, daß angeblich unverteidigte und unbefestigte Plätze beschossen seien, aber dazu haben wir nicht die geringste Berechtigung.“

Der Schreiber geht dann auf die Bestimmungen der Haager Konferenz ein und fährt dann fort: „Durch die Haager Konvention vom Jahre 1907 wurde verboten, unverteidigte Plätze zu bombardieren. Damals entstand eine Meinungsverschiedenheit über den Begriff „unverteidigt“. Es wurde die Ansicht aufgestellt, daß Minen allein noch nicht einen Ort zu einem „verteidigten“ machten. Aber England, Frankreich, Deutschland und Japan erhoben Einspruch

und setzten fest, daß, sobald Minen an der Küste liegen, diese als verteidigt gelten sollte.“

Sonstige Kriegsnachrichten.

Des Kaisers Dant an unsere Afrikaner.

Bei dem Staatssekretär des Reichskolonialamts Dr. Solf ist folgendes Telegramm eingetroffen:

„Großes Hauptquartier, 18. Jan. 1915. Ihre Meldung von dem schönen Sieg bei Tanga in Ostafrika hat mich hoch erfreut. Ich spreche Ihnen zu dieser Ruhmestat unserer Schutztruppe meinen herzlichsten Glückwunsch aus. Uebermitteln Sie meine Anerkennung an die braven Männer, die fern von der Heimat vierfache Ueberlegenheit entscheidend geschlagen haben zur Ehre des deutschen Namens. Das Vaterland ist stolz auf diese Söhne. Wilhelm I. R.“

Der Papst verordnet einen Weltfeiertag.

Wie der „Osservatore Romano“ meldet, hat der Papst durch einen Erlaß besondere Gebete für den Frieden angeordnet, die an bestimmten Tagen verrichtet werden sollen. Ferner sollen auf Wunsch des Papstes in allen Kathedralen und Kirchen Europas am 7. Februar und in denen der anderen Erdteile am 21. März besondere Gottesdienste abgehalten werden. Der „Osservatore Romano“ veröffentlicht den Wortlaut des Erlasses und des Gebets.

Dant der Armee für die Weihnachtsgaben.

Treuhergebotene Liebestätigkeit in der Heimat aus allen Kreisen der Bevölkerung hat es ermöglicht, daß reichliche Weihnachtsgaben allen unseren Mannschaften im Felde zugeführt werden konnten, und daß diese Fürsorge ein neues Band knüpfte zwischen Volk und Heer. Ob hart am Feinde im Schützengraben, ob auf den Eisenbahnen oder Marschstraßen der Etappe, ob als Kranker oder Verwundeter im Lazarett, ein jeder erhielt Reichen herkömmlichen Gedankens aus der Ferne, und auch der Sanitätsmannschaften des Heeres, der Krankenpfleger und Schwestern ist durch besondere Veranstaltungen hervorragend gedacht. Allen deren Opferfreudigkeit unseren Mannschaften diese hohe Weihnachtsgabe schuf und deren hingebende Arbeit das Sammeln der Gaben bewirkte und die Schwierigkeiten der Zufuhr erfolgreich überwinden half, ihnen allen sei auf diesem Wege der herzlichste Dank der Armee ausgedrückt.

Der Generalquartiermeister: Bild v. Hohenborn.

Der Chef des Feldsanitätswesens v. Schjerring.

Generalstabsarzt der Armee.

Der Kaiserliche Kommissar und Militär-Inspekteur der freiw. Krankenpflege: Friedrich Fürst zu Solms-Baruth.

In Belgien hat der Generalgouverneur zur Einschränkung des Wohllebens und zur vermehrten Erhaltung der Landesvorräte für die Brotbereitung angeordnet, daß die Herstellung feiner Backwaren aller Art in den Bäckereien, Konditoreien und Gasthäusern nur am Mittwoch und am Sonnabend jeder Woche stattfinden darf.

Die Operationen in Polen.

Einer ausführlichen Darstellung, die uns von unterrichteter Seite über die Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatz seit Mitte September zur Verfügung gestellt wird, entnehmen wir nachstehende Ausführungen, die zeitlich gegen Ende Oktober einsehen, als unsere Truppen bis auf Warschau vorgebrungen waren.

Geen die vor Warschau kämpfenden Korps entwickelten die Russen, über Romo-Georgienst ausholend, allmählich eine fast vierfache Überlegenheit. Die Lage der Deutschen wurde schwierig, zumal der zähe Widerstand der bei Przemyśl und am San stehenden russischen Kräfte ein Vordringen der österreichisch-ungarischen Armeen gegen die linke Flanke des russischen Heeres vereitelte, und damit die Aussicht auf die Mitwirkung der verbündeten Armee auf dem rechten Weichselufer schwand. Ein

Vordringen der Russen über die Weichsel war jetzt nicht mehr zu verhindern. Ein neuer Plan mußte gefaßt werden; man beschloß, den bei und westlich Warschau übergegangenen Feind anzugreifen, unter Heranziehung der ober- und unterhalb Zwangorod stehenden deutschen Korps, die hier durch die auf das linke Weichselufer geschobenen, inzwischen herangerückten österreichisch-ungarischen Truppen abgelöst werden sollten. Hierzu wurden die dicht vor Warschau stehenden Truppen in eine starke Stellung in Linie Rawa-Skiernewice zurückgenommen, während die bei Zwangorod freigebliebenen Kräfte über die Pilica vordringen, die in westlicher Richtung nachdringenden Russen von Süden angreifen und die Entscheidung bringen sollten. Es gelang auch, die Masse der russischen Kräfte bei Warschau in die gewünschte Richtung zu ziehen.

Mit Ungestüm griffen die Russen die sehr starke deutsche Stellung an, aber alle ihre Angriffe wurden unter blutigen Verlusten abgewiesen. Schon sollten die von Süden gegen die Flanke der Russen bestimmten deutschen Kräfte die Pilica überschreiten, als die Nachricht eintraf, daß die Verbündeten, die ihrerseits die unterhalb Zwangorod über die Weichsel vordringenden Russen von Süden her angegriffen hatten, ihre Stellungen in Gegend Zwangorod gegenüber der immer mehr anwachsenden feindlichen Überlegenheit nicht zu behaupten vermochten. Gleichzeitig entwickelten die Russen sehr starke Kräfte gegen den deutschen linken Flügel bei Skiernewice, der bei der drohenden Umfassung in südwestlicher Richtung zurückgenommen werden mußte.

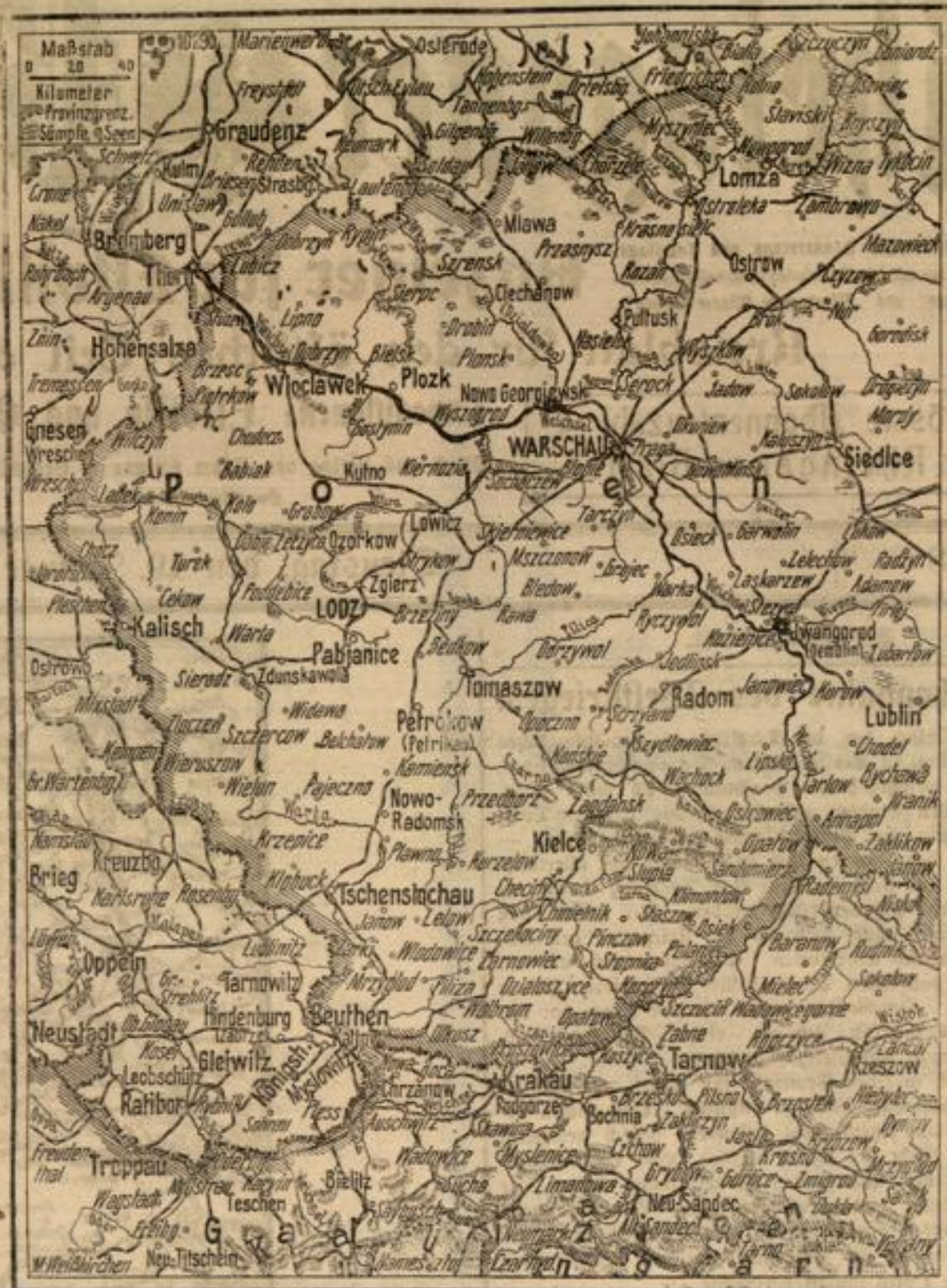
Die an der Pilica und Radomka stehenden deutschen Kräfte waren ernstlich gefährdet. Von Zwangorod her entwickelte der Feind in Richtung auf die Giza Gora immer stärkere Kräfte. Bei Przemyśl und am San stand der Kampf. Unter diesen Umständen mußte das verbündete Heer den schweren, aber der Lage nach gebotenen Entschluß fassen, die ganze Operation an der Weichsel und am San, die bei der fast dreifachen Überlegenheit des Feindes keine Aussicht auf einen entscheidenden Erfolg mehr bot, abzubrechen; es galt, sich zunächst die Freiheit des Handelns wieder zu sichern, und demnächst eine völlig neue Operation einzuleiten.

Der Rückzug von Warschau.

Die gesamten zwischen Przemyśl-Warschau stehenden Kräfte wurden vom Feinde losgelöst und bis Ende Oktober in Richtung auf die Karpaten und in die Linie Krakau-Gienioschau-Sieradz zurückgenommen, nachdem zuvor sämtliche Bahnanlagen, Straßen- und Telegraphenverbindungen nachhaltig zerstört worden waren. Dieses Zerstörungswerk wurde so gründlich ausgeführt, daß die feindlichen Massen nur sehr langsam zu folgen vermochten und sich die ganze Bewegung der Verbündeten, nachdem einmal die Loslösung gelungen war, planmäßig vollziehen konnte.

Die Russen drangen nur mit Teilen in Galizien ein, ihre Hauptkräfte folgten im Weichselbogen in südwestlicher und südlicher Richtung, schwächere Kräfte rückten vom Rarow beiderseits der Weichsel in westlicher Richtung auf Thorn vor.

Das Ziel der weiteren Operationen der Verbündeten mußte es sein, die Kraft der großen Offensive der russischen Massen unter allen Umständen zu brechen. Dies konnte trotz der großen zahlenmäßigen Überlegenheit des Feindes nur durch den Angriff erreicht werden; eine starke Verteidigung konnte nur Zeitgewinn bringen, mußte aber von den



gewaltigen feindlichen Massen über kurz oder lang erdrückt werden.

Der Operationsplan der Verbündeten

war folgender:

Die Entscheidung sollte in Polen und Galizien durch den Angriff gegen die im Weichselbogen und östlich Krakau vorrückenden russischen Hauptkräfte gesucht werden, während auf den Flügeln in Ostgalizien und Ostpreußen die Verbündeten sich gegen die gegenüberstehenden erheblichen feindlichen Kräfte defensiv verhalten sollten. Für die Entscheidung in Polen galt es, alle an anderer Stelle irgend entbehrlichen Kräfte zusammenzufassen. Das äußerst langsame Folgen der Russen gab die Zeit zu der notwendigen neuen Verammlung der Kräfte.

In Galizien standen starke Kräfte der österreichisch-ungarischen Armee. In Südpolen wurde in der Gegend von Krakau und der oberösterreichischen Grenze eine starke aus österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen bestehende Gruppe gebildet; eine zweite starke nur aus deutschen Truppen gebildete Gruppe unter Befehl des Generals v. Wladens wurde teils durch Fußmarsch, teils durch Bahntransport an der Grenze zwischen Breschen und Thorn versammelt. Ihre Aufgabe war es, die unmittelbar südlich der Weichsel zwischen dieser und dem Rar-Warta-Abschnitt vordringenden schwächeren russischen Kräfte zu schlagen, um dann von Norden her gegen die rechte Flanke

der russischen Hauptkräfte vorzugehen, deren Fesselung Aufgabe der südlichen Gruppe war. Eine schwächere Gruppe war zum Schutze Westpreußens nördlich der Weichsel in der Gegend Strassburg-Soldau versammelt.

Die Aufstellung der richtigen russischen Streitkräfte.

Gegen Mitte November waren die an der ostpreussischen Grenze, im Weichselbogen und in Galizien versammelten russischen Streitkräfte etwa folgendermaßen verteilt: 8-9 A. K. — die 10. Armee — standen an der ostpreussischen Grenze zwischen Schierwindt und Biala, schwächere Kräfte, 3-4 A. K., mit einigen Kavallerie-Divisionen, rückten zwischen der ostpreussischen Südgrenze und der Weichsel gegen Thorn vor, südlich der Weichsel standen gegen Thorn beobachtend zwischen Biala und Dombie 2-3 Armeekorps; diese beiderseits der Weichsel vorgegangenen Kräfte gehörten zur ersten russischen Armee. Anschließend an diese hatten die russischen Hauptkräfte, und zwar die 2., 5., 4. und 9. Armee — etwa 25 Armeekorps mit zahlreichen Kavallerie-Divisionen die Linie Uniewo-Bunska-Bola-Rowo-Radomsk die Gegend nördlich Krakau erreicht und begannen mit den nördlichen beiden Armeen nach einem längeren Halt an der Warta diesen Abschnitt zu überschreiten. Südlich der Weichsel in Galizien gingen die übrigen russischen Armeen vor. Sämtliche im Innern noch verfügbaren Kräfte, vor allem die sibirischen und

Die Franktireurs.

Kriegserzählung von F. G.

311

(Nachdruck verboten.)

Alle diese französischen Ortschaften, bis zum kleinsten, unbedeutendsten Dorfe, ja zu einem einzeln stehenden Gehöft hinab, begünstigt durch ihre stets massiven Häuser und die festen, sie umschließenden Mauern jede Verteidigung eines solchen Dorfes auf das Beste. In die Wände und Mauern wurden Schießscharten eingeschlagen, die Festung, die dann mit großem Verlust an Menschenleben gestürmt werden muß, ist fertig, und das gerade hat uns in dem letzten Kriege so viel edles Blut gekostet. Schwieriger war es dagegen, die ziemlich breite Straße in aller Eile zu verbarricadieren, denn es fehlte in den benachbarten Häusern total an Möbeln, die man sonst gern dazu benutzte. Auch waren ebenso wenig Fuhrwerke in dem ganzen Orte zurückgeblieben, mit denen man leicht eine Straße sperren und unpassierbar machen kann. Was aber die Deutschen bisher hier sowohl in allen Orten, die sie besetzt gehalten, so viel als nur irgend möglich geschont hatten: die Obstbäume, das wurde von den Franzosen selbst zuerst in Angriff genommen. Ein paar Duzend von diesen rasch gefällt und über die Straße gerollt, bildeten dann allerdings mit den knorrigen Wipfeln ein schwer zu beseitigendes Hindernis, und wurde noch durch hundert andere Gegenstände, Türen, Fensterflügel, Pflastersteine, Krippen, oder was ihnen sonst in die Hände fiel, verstärkt.

Und trotzdem war es, wie diese ganze Kriegsführung von Anfang an, ein törichtes, unbedachtes, unüberlegtes Beginnen, ein augenblickliches dem Gefühl Geborhen, ohne die Folgen oder andere Möglichkeiten in Frage zu ziehen. Hier konnten sie dem Feinde vielleicht Widerstand leisten, schienen wenigstens in dem Moment fest entschlossen, aber sie waren gar nicht zahlreich genug, um alle Eingänge von St. Rosaire zu verteidigen, und da ein großer Teil der deutschen Truppen eine Zeitlang hier gelegen und den Platz genau kannte, so blieb das Resultat nicht lange zweifelhaft.

Der erste Angriff, als die verfolgenden Kolonnen heran kamen, wurde allerdings hier versucht und ein scharfes Feuer von beiden Seiten eröffnet, aber die deutschen Tirailleurs schwärmten bald nach rechts und links aus, und

wie sie nur erst einmal in anderen Teilen der Stadt Zugang gewonnen hatten und die Barricade auch im Rücken bedrohten, war der Platz natürlich nicht mehr zu halten, und das verprengte Korps mußte sich zum letzten verzweifelten Kampf in die einzelnen Häuser werfen.

Jetzt begann eine furchtbare Straßenkämpfe, wie sie dieser Krieg leider so oft gesehen. Die Mobilgarde hielten sich noch eine Weile draußen und versuchten selbst einen tapferen Angriff mit dem Bajonett, um den Feind zu werfen, aber als dieser nicht wich, ja im Gegenteil zum Ansturm überging, da wandten auch sie sich in wilder Flucht, sprangen in die verödeten Häuser hinein und glaubten von dort aus mit ein paar raschen, noch nicht einmal gutgezielten Schüssen den feigen Gegner zurückzuschrecken. Das dauerte freilich nicht lange, unsere Truppen waren auf derlei Gesichte eingeübt. Während sich ein Teil in der Straße hielt und auf jede Gestalt Feuer gab, die sich an irgend einem Fenster zeigte, glitten die anderen dicht an den Häusern hin, erzwingen den Eingang und machten nieder, was sich ihnen in den Weg stellte.

Am hartnäckigsten verteidigten sich hier die Franktireurs, denen gleichfalls der Weg abgeschnitten war, denn eine dunkle Abnung sagte ihnen, daß sie ebenso wenig Erbarmen von dem Feinde zu erhoffen hätten, als sie ihm gezeigt, wenn sie Gefangene machten oder Verwundete auf dem Schlachtfelde trafen, und sie hatten Ursache dazu. Eine wahre Wut bemächtigte sich der deutschen Soldaten, als sie das Lazarett erreichten, hier, trotz der noch wehenden weißen Fahne, mit Flintenschüssen empfangen wurden und ihre unglücklichen kranken und verwundeten Soldaten draußen mißhandelt und in den Hof hinausgeworfen fanden.

Hier versuchte noch einmal ein kleiner Trupp Mobilgarde, der sich wieder einmal gesammelt, durchzubrechen und das Freie zu gewinnen. In einem geschlossenen Keil brangen sie auf die Straße und wollten, wie es schien, die Quergasse halten, um sich dahinaus den Rückzug zu decken, aber es gelang ihnen nicht. Während die Infanteristen das Lazarett stürmten, sprengte eine halbe Schwadron Husaren in wütender Karriere den Weg davor, warf sich, ohne einzujagen, auf den Trupp und ritt ihn im wahren Sinne des Wortes nieder und über den Häufen.

9. Schluß.

Eine wilde, entsetzliche Szene spielte sich indessen in dem Lazarett selbst ab, dessen untere Fenster von den Franktireurs, die sich darin festgesetzt, mit Matrasen, Stühlen, Tischen und allen möglichen Dingen verbarricadiert worden waren, während sie dahinter hervor ein völlig verzweifelter und trotzdem wenig wirksames Feuer auf den Feind unterhielten.

Die alte Frau Boissere, die seit jenem ersten Schredentage in eine Art Stumpfheit verfallen war, in dem sie alles ruhig über sich ergehen ließ, hatte auch heute wieder dem Lärmen und Toben, wie es erst begann, ziemlich gleichmütig zugehört und sich nur fester und stiller in ihre Ecke am Ramin zurückgezogen. Auch der Donner der Geschütze, der überdies aus größerer Entfernung zu ihr herüberrollte, machte keinen Eindruck auf sie, und nur wenn die Fenster manchmal von dem Dröhnen erzitterten, blickte sie erstaunt nach diesen hinüber, senkte dann aber wieder den Kopf und schien sich um nichts mehr zu kümmern — bis das Kleingewehrfeuer begann, und das erst machte sie aufmerksam.

War es die Erinnerung an jenen furchtbaren Morgen, an dem sie sich zum erstenmal in die Gewalt der Feinde sah, zum erstenmal den Krieg und damit die Ohnmacht Frankreichs begriff — war es der scharfe Anblick der Gewehre ganz in der Nähe, sie wurde erst aufmerksam, dann unruhig und fing an, umher zu wandern, bis endlich die Franktireurs ihr eigenes Haus erreichten und die Tür einzubrechen versuchten. Von da an war es möglich, daß sie sich im Geiste wieder in den nämlichen Morgen versetzt glaubte, wo ihr Leiden begann. „Da sind sie“, flüsterte sie leise vor sich hin — „geschossen haben sie schon, jetzt stürmen sie das Haus, und dann stecken sie es in Brand. Ja — ja“, nicht sie soll vor sich hin, und ein unheimliches Lächeln flog über ihre Züge — „das muß sein — so haben sie es überall gemacht“ — und mit dem Gedanken glitt sie, der Tochter, die eben über den Gang kam, schlaue ausweichend, in die Küche hinab, häufte dort alles, was sie an brennbaren Stoffen fand, zusammen, goß dann Öl darüber und zündete es an. Als das geschah, verließ sie den Raum wieder, schloß die Tür und eilte nach oben zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Tausendfachen Korps, waren herangezogen, so daß die Gesamtkräfte der zu der großen Offensive gegen Deutschland und Oesterreich-Schlesien bestimmten russischen Streitkräfte auf annähernd 45 Armeekorps mit zahlreichen Reserve-Divisionen geschätzt werden kann.

Der zweite Vormarsch auf Warschau.

Mitte November begannen die Russen auf der ganzen Linie ihre groß angelegte Offensive; Angriffe gegen die ostpreussische Grenze wurden indes nach sehr heftigen Kämpfen abgewiesen. Der russischen Offensive in Polen kam der etwa gleichzeitig einsetzende Angriff der Deutschen zuvor. Am 13. und 14. Nov. wurde ein russisches Armeekorps bei Łowicz geschlagen und ihm zahlreiche Gefangene abgenommen. Zwei weitere zu Hilfe eilende Korps erlitten am 15. bei Kutno eine entscheidende Niederlage. 28.000 Gefangene wurden gemacht und zahlreiche Geschütze und Maschinengewehre erbeutet. Während schwächere deutsche Kräfte unter General von Morgen die Verfolgung dieser in östlicher Richtung ausweichenden Kräfte übernahm, schwenkte die Masse der Armee nach Süden ein, und ging beiderseits Łowicz über den Ner-Abchnitt vor, nachdem es zuvor gelungen war, ein bei Dombie stehendes russisches Korps zu schlagen. Infolge dieser Bedrohung ihrer rechten Flanke waren die Russen gezwungen, ihren rechten Flügel (die 2. Armee) in die Linie Strykow-Kasimierz-Łódź-Biała, Front nach Nordwesten, zurückzuschieben; in diese Linie wurde nach und nach auch noch die Masse der von Süden herangeholten 5. Armee gezogen, so daß nunmehr in der Mitte der russischen Linie eine erhebliche Lücke zwischen der 5. und 4. Armee entstand.

Den über den Ner-Abchnitt in der allgemeinen Richtung Łódź unaufrührsam vordringenden Deutschen gelang es, schon am 17. Nov. den wichtigen Straßenknotenpunkt Łódź zu nehmen; am 18. wurde der feindliche rechte Flügel von Strykow bis gegen die Straße Brzeziny-Łódź zurückgeworfen. Die um Łódź auf engem Raume vereinigte 2. und 5. russische Armee wurden in den nächsten Tagen von den zunächst über Brzeziny in südlicher Richtung, dann über Łódź in südwestlicher Richtung vordringenden linken Divisionen der 1. Armee, dann auch von den deutschen Flügeln zerschlagen, während schwächere von Polen und Breslau herangezogene Teile und Kavallerie den Feind von Westen und Südwesten umschloß.

Der Durchbruch von Brzeziny.

Fast schien es, als ob die Verbündeten das Ziel ihrer ursprünglich nur auf die Abwehr der feindlichen Offensive gerichteten Operationen trotz der großen Ueberlegenheit des Gegners höher stecken könnten, als ob die Vernichtung des Feindes erreicht werden könne. — Da trat unerwartet ein Rückschlag ein; — es gelang den Russen, den umklammerten Armeen im letzten Augenblick von Osten und Süden Hilfe zuzuführen. Teile der an der ostpreussischen Grenze befindlichen russischen Kräfte, sowie die nördlich der Weichsel zurückgehenden Korps der russischen 1. Armee waren teils durch Fußmarsch, teils durch Bahntransport über Warschau-Esternowiec in der Gegend westlich Esternowiec vereinigt. Diese Kräfte gingen jetzt im Verein mit stärkeren von Süden anrückenden Truppen (scheinbar Teile vom rechten Flügel der 4. Armee) gegen den Rücken der mit der Front nach Westen und Nordwesten im Kampfe stehenden deutschen Truppen vor, drohend, diese ihrerseits zu umklammern, nachdem sie die nach Osten und Südosten entfallenen deutschen Sicherungstruppen zurückgeworfen hatten. Die Lage der Deutschen war ernst; von den in Richtung Łódź vorgehenden Truppen des Generals v. Morgen war Hilfe nicht zu erwarten. Da diese nach mehreren glücklichen Kämpfen weilsch Łódź auf stark überlegenen Feind gestoßen waren. Das Schicksal der von mehrfachen Ueberlegenheit umzingelten deutschen Truppen östlich Łódź ließ ernstes Befürchten. Allein die tapfere kleine deutsche Schaar gab ihre Sache keineswegs verloren;

eine kühne, in der Kriegsgeschichte bisher einzig dastehende Tat

sollte sie retten: sie sprengte den eisernen Ring. In der Nacht vom 24. zum 25. Nov. schlugen sich die Truppen in der Richtung auf Brzeziny durch, wobei es ihnen gelang, den sie hier einschließenden Feind zu schlagen zu nehmen. Ueber 12.000 Gefangene und zahlreiche Geschütze und Maschinengewehre fielen ihnen in die Hände. Die eigenen Verluste waren verhältnismäßig gering; fast sämtliche Verwundeten konnten mitgeführt werden. Durch diese That wurde die scheinbar verlorene Lage zu einer für die deutschen Waffen siegreichen. Es gelang den umklammerten deutschen Truppen, bis zum 26. Nov. zwischen Łódź und Łódź den Anschluß an den linken Flügel der Łódź von Norden umschließenden Truppen des Generals von Morgen wiederzugewinnen.

Die deutsche Front erstreckte sich jetzt von Szabel über Łowicz — nördlich Łódź-Głowno — bis in die Gegend nordwestlich Łódź. Gegen diese Front richtete sich nunmehr eine allgemeine Gegenoffensive der auf engem Raum vereinigten russischen Massen; trotz blutiger Verluste, wie sie in solchem Umfang die bisherigen Kämpfe noch nicht aufgewiesen hatten, erneuerten sie in den letzten Novembertagen mit äußerster Hartnäckigkeit immer wieder ihre Anstürme, die indes von den mit Todesverachtung ausdauernden deutschen Truppen sämtlich abgewiesen wurden.

Die Fortsetzung des deutschen Vorrückens.

Anfang Dezember gingen nun die Deutschen nach dem Entziffern von Verstärkungen — der großen Erschöpfung ihrer seit drei Wochen fast ununterbrochen im Kampfe stehenden Truppen ihrerseits von neuem auf der ganzen Front zum Angriff über; es gelang ihrem starken rechten Flügel, in die in der Mitte der russischen Linie bestehende Lücke einbrechend Vorstöße zu nehmen und in der Richtung auf Łódź vordringend, die russische Stellung südwestlich von Łódź zu umfassen. Hierdurch wurden die Russen gezwungen, in der Nacht vom 3. zum 6. Dez. ihre so zähe behaupteten Stellungen um Łódź und dieses selbst zu räumen und hinter die Łódź zurückzugehen. Alle Versuche der Russen, die Łódź durch nach Norden gezogene Truppen der in Südpolen kämpfenden Armeen zu schließen, waren Dank der energischen Angriffe der südlichen Gruppe der Verbündeten — namentlich ihres in Richtung Łowicz-Kasimierz siegreich vorgehenden linken Flügels mißlungen. Auch der linke Flügel der nördlichen deutschen Gruppe, der sich inzwischen über Łowicz bis zur Weichsel ausgebreitet hatte, machte erhebliche Fortschritte und gelangte bis dicht vor Łowicz und an den Łowicz-Abchnitt.

Gleichzeitig mit der Offensive in Nordpolen waren die verbündeten österreichisch-ungarischen Truppen von den Karpaten und in Westgalizien zum Angriff übergegangen. Auch hier wurden erhebliche Fortschritte gegen den linken russischen Flügel gemacht.

Die nunmehr mit erhöhtem Nachdruck namentlich gegen die Flügel des russischen Heeres gerichteten Angriffe brachten im Mitte Dezember die feindlichen Massen ins Wanken; zuerst in Westgalizien, dann im südlichen und nördlichen Polen gingen sie auf der ganzen Front in östlicher Richtung vor. Hinter dem Dunajec, der Rida, Kamka und Żura leisteten sie indes von neuem zähen Widerstand; um diese Abschnitte wird zurzeit noch erbittert gekämpft.

Der Erfolg der Hindenburgschen Strategie.

Das ursprüngliche Ziel der Operationen ist indessen schon heute erreicht. Die schon seit Monaten mit so hochtönenden Worten angekündigte russische Offensive großen Stils, die das ganze östliche Deutschland überfluten sollte, kann als völlig niedergeworfen bezeichnet werden. Ostpreußen, Westpreußen, Polen und Schlesien werden für absehbare Zeit keinen russischen Einfall mehr zu befürchten haben. Ueber 130.000 Gefangene, zahlreiche Geschütze, Maschinengewehre und sonstiges Kriegsmaterial sind die Siegesbeute der Verbündeten.

Eine Kraftprobe ersten Ranges, an der vom obersten Führer bis zum jüngsten Kriegsfreiwilligen die ganze in Ostpreußen, Polen und Galizien stehende Heeresmacht der Verbündeten ruhmreichen Anteil hat, hat einen für die Verbündeten günstigen Ausgang genommen.

Der von ihnen errungene Erfolg ist ein Ergebnis des starken Vertrauens, das sie zu zielbewußtem gemeinsamen Wirken zusammengeführt hat. Die Geschichte der Koalitionskriege ist nicht reich an Beispielen wirklich hingebender Bundesstreue; hier in diesem gewaltigen Ringen aber sehen wir ein besonders glänzendes Beispiel solcher Art vor Augen. Die Anlage und Durchführung der geschützten Operationen stellte besonders hohe Ansprüche an die Führung. Diese konnte ihre Entschlüsse um so zuversichtlicher fassen, als sie eine Truppe hinter sich wußte, von der sie das höchste fordern durfte und die freudig und willig alles leistete, die im Geiste des Vertrauens zu einer solchen Führung ihre Bestes, ja ihr Herzblut hergab. Ihre Tapferkeit, ihre Ausdauer und Hingebung bedürfen keines Wortes lobender Anerkennung. Seit 5 Monaten im Kampfe mit einem an Zahl überlegenen Feind erst in Ostpreußen, dann in Polen stehend, hat diese Truppe kaum einen Tag der Ruhe gefunden. Sie hat ununterbrochen marschiert und gekämpft, und zwar in den letzten drei Monaten auf einem Kriegsschauplatz, der an sich schon arm und verwaist, jetzt völlig ausgezogen ist. Dazu kamen die bei der Ungunst der Witterung fast grundlosen Wege, auf denen jeder Marsch die doppelte Kraftanstrengung für die Truppen, namentlich auch für die nachfolgenden Kolonnen, bedeutete. Aber trotz all dieser fast übermenschlichen Anstrengungen, trotz aller Not und Entbehrungen, trotz des jetzt schon fast 5 Wochen ununterbrochen anhaltenden Regens ist die

Angriffsfront dieser herrlichen Truppe ungeschwächt, ihr Wille zum Siege unerschütter. Wahrlich: das dankbare Vaterland kann mit Stolz und Vertrauen auf seine tapferen Söhne im Osten blicken, die wie Helden zu kämpfen, zu leiden, zu sterben und trotz der überwältigenden Ueberlegenheit des Feindes zu siegen verstehen.

Englische Scheinkriegsschiffe.

Eine Kriegstaktik der englischen Admiralität.

Ueber Amerika gehen dem „Berliner Bot.-Anz.“ Nachrichten zu, nach denen in der letzten Zeit von der englischen Admiralität über 100 ältere Passagierdampfer aufgekauft worden sind, die in aller Heimlichkeit mit Zement und Steinen beladen werden und zum großen Teil durch Holzaufbauten in Scheinkriegsschiffe umgewandelt werden. Die Dampfer sind wie die richtigen Kriegsschiffe angestrichen, haben

hölzerne Geschütze

und sogar Ausbauten, wie sie sonst nur Kriegsschiffe besitzen. Sie sollen Kriegsschiffen täuschend ähnlich sehen. Einige dieser Scheinkriegsschiffe sind in Belfast hergerichtet worden und schon fertiggestellt. Der frühere Kapitän der „Diplom“, H. J. Gadd, ist im Auftrage der Admiralität in Belfast mit diesen geheimnisvollen Vorbereitungen beschäftigt. Von bedeutenderen Schiffen sind für diesen Zweck angekauft worden: Von der White Star-Linie die „Cebic“, von der Dominion-Linie die „Merion“, von der Royal-Mail-Stream-Paket-Linie die „Oruba“ und die „Protava“ und von der Cunard-Linie die „Compania“.

Der Zweck dieser Bauten ist natürlich Geheimnis. Die wahrscheinlichste Annahme ist die, daß die Schiffe in ähnlicher Weise, wie das im Spanisch-amerikanischen Kriege Leutnant Hopson mit dem Hafen Santiago de Cuba tat, dazu dienen sollen, für uns wichtige

Häfen und Seewege zu blockieren.

Es wird behauptet, daß die Schiffe an der belgischen Küste verankert werden und weiter durch die dänischen Gewässer gegen Kiel vorgehen sollen. Vermutlich ist mindestens aber in gleichem Maße ihr Zweck, die Angriffe von Unterseebooten und deutschen Kriegsschiffen auf sich zu ziehen und dadurch von den echten Kriegsschiffen abzulenken. Bei der außerordentlichen Gefährdung, der diese durch nichts verteidigten und vom ersten Volltreffer in Splitter verwandelten Scheinkriegsschiffe ausgesetzt sind, ist es etwas unwahrscheinlich, daß die Freiwilligen zu ihrer Besetzung so stark herbeizürufen, wie das in England unter der Hand versichert wird.

Die Schlacht bei Tanga.

Bericht des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika.

Berlin, 16. Jan. (B.Z.) Ueber die Schlacht von Tanga, die größte, bisher auf dem Boden unserer Kolonien erfolgte Waffentat, liegen jetzt amtliche Mitteilungen des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika vor. Danach war der Erfolg weit bedeutender, als die englischen Berichte zugegeben haben. Die Kämpfe haben am 3., 4. und 5. November stattgefunden. Am 2. November erschienen die Engländer mit zwei Kriegsschiffen und zwölf Transportschiffen vor Tanga und forderten bedingungslose Uebergabe, die aber vom Gouverneur Dr. Schnee abgelehnt wurde. Darauf dampften die Schiffe ab, erschienen aber am dritten Tage vor Tanga und landeten vor Ras Rafone ein europäisches und vier indische Regimenter, darunter auch Kavallerie, mit etwa acht Maschinengewehren und neun Geschützen. Auch Marinekruppen wurden ausgeschickt. Die schweren Schiffsgeschütze des Kreuzers „For“ unterstützten den Angriff der Heinde von der See aus. Das feindliche Landungskorps wurde in erbitterten dreitägigen Kämpfen mit schweren Verlusten auf feindlicher Seite

zurückgeschlagen. Am 4. November währte der Kampf ununterbrochen 15½ Stunden. Am Abend fand das entscheidende Gefecht gegen die gesamte feindliche Streitmacht trotz heftigster Beschädigung der Stadt durch feindliche Schiffsgeschütze statt. Das Feuer unserer Geschütze setzte einen englischen Transportschiff in Brand. Auch der Kreuzer „For“ erhielt schwere Treffer.

Am 6. zogen die englischen Schiffe nach Norden ab. Das Landungskorps hatte eine Stärke von ungefähr 8000 Mann, während die Unsrigen 2000 Mann zählten. Die Verluste der Engländer betrugen über 3000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen. Unsere Verluste waren gering; ziffernmäßige Angaben stehen noch aus. Erbeutet wurden nach flüchtiger Zählung: acht Maschinengewehre, 300.000 Patronen, 30 Feldtelefonapparate, über 1000 wollene Decken, ferner viele Gewehre und Ausrüstungsstücke und große Mengen Proviant.

Die Stimmung unserer siegreichen Truppen (Schutz- und Polizeitruppe und Kriegsfreiwillige aus dem Schutzgebiet) waren ausgezeichnet; auch die Askari bewiesen aufopfernde Hingabe und Heldennut. Die volle Tragweite der englischen Niederlage ist von hier aus noch nicht nähernd zu übersehen.

Marcia funebre.)

Von Paul Richard.

Oft. Seine Kompanie hatte den Kisenbamm gestürmt. Nur wenige von seinen Leuten waren gefallen, nur wenige verwundet. Dabei waren eine ganze Anzahl Franzosen gefangen genommen worden. Freudigen Herzens ging der Hauptmann herum und lobte die Soldaten, die eben damit beschäftigt waren, den gefangenen Feinden Waffen und Munition abzunehmen. Kinder, daß wir am Nachmittag des heiligen Abends noch dieses Glück erleben dürfen, das soll uns die Weihnachtsfreude doppelt versüßen! Froh sprach er's und seine blanken Augen leuchteten. Dann spähte er hinaus, ob noch irgendwo ein Feind sich blicken ließ.

Plötzlich, ganz plötzlich stand vor ihm der Tod, hob seine Sense und winkte: „Brüder, die Stunde ist da. Kommt!“ Im gleichen Augenblick flog ihm eine feindliche Kugel mitten ins Herz. Er suchte vergeblich sich zu halten. Langsam sinkt er zu Boden, langsam schließen sich die Augen, und im Sterben umspielt ein glückliches, zufriedenes Lächeln sein Gesicht. So schläft er ein. — — —

Heute nun wollen wir seine Leiche bergen. Als wir um 8 Uhr morgens unseren Standort verlassen, ist es noch dunkel. Dazu regnet es, daß die fünf Minuten, die ich von meinem Haus bis zum Kraftwagen gebrauche, genügen, um mich vollständig zu durchnässen. In rascher Fahrt fliegen französische Dörfer an uns vorbei. In vielen brennt noch das elektrische Licht auf den Straßen, kleine gelbe Glühlampen, die meist an den Häuserfronten befestigt sind. Die Dämmerung weicht träge und mit ihr der Regen. Jetzt kann man auch die weitere Umgebung erkennen. Ueber Berge und Täler geht's. Berge, besetzt mit dunkelgrünen Tannen, die dicht zusammen in Reihen stehen, so daß sie wie dikes Aufschwert wirken. Dazwischen einige Meter brauner Felsbrocken, dann wieder schmutzgrüne eine viele Meter dicke Reihe von Tannen und so fort. Das Ganze wird von bläulichem Morgenlicht umspielt und wirkt auf mich wie ungeheure Säulengänge. Das Hirn des kühnsten Architekten kann diese Pracht nicht erfassen. Die Sonne aber verbirgt sich noch immer hinter den dunklen Wolkenmauern, die nicht einen Strahl durchlassen. Dann aber gelingt es ihr mit einem Ruck, sich durch die Schicht ein Loch zu bahnen, das zum Krater wird. Der obere Rand des Kraters bleibt von einem goldenen Schleier bedeckt, nach unten geht er aber grün und hellblau in ein tiefes Dunkelblau über. Durch die Krateröffnung aber ergießen sich in unendlicher Fülle Millionen von goldenen Strahlen. Sie beleuchten, gleich einem Riesenscheinwerfer, der goldenes Licht spendet, nur einen Teil der Landschaft, ein Hügelbühl. Dort, wo die Strahlen nicht hindringen, liegt alles in fahlem Grau getaucht. Die Wälder aber blicken sich in allen Farben zusammen bis zum Nachtschwarz. Unter ihnen, Daunen gleich, segeln hier und da kleine, weiße Wölkchen.

Endlich sind wir am Ziel. Wegen der feindlichen Granaten muß der eine Kraftwagen hinter einem Hause umweht der Kanalbrücke halten. Der andere mit dem Sarg fährt noch bis zur Schiene vor. Wir gehen diesen Weg am Kanal zu Fuß. Ein grünlich gelber Schlamm gestattet kaum das Weiterkommen. Als wir uns dem Dorfe nähern, sehen wir die

ersten Granaten links von uns einschlagen. Die erste geht über das Dorf hinweg und explodiert auf einer Wiese. Die zweite schlägt noch mehr nach links in ein Wäldchen ein. Die dritte aber geht in das Dorf, das wir aufsuchen wollen. Mit großem Krach zerstört sie den Dachstuhl eines Hauses.

Das Dorf selbst ist menschenleer. Die Einwohner sind längst geflohen; nur einige Soldaten halten Wache. Alles ist verödet. Die Viehhäute stehen offen. Die Wohnungen sind geräumt. Fast jedes Haus weist Granatscher auf. — In der Dorfstraße steht unmittelbar an der Kirchehofsmauer der Lastkraftwagen, der den Sarg mit dem Verbliebenen aufnehmen soll. Die Sonne ist längst wieder verschwunden; dann und wann fällt ein Regentropfen. Durch eine eingerissene Mauer betreten wir den Friedhof, der sich um das kleine Kirchlein lagert. Alte Gräber wechseln mit neuen ab. Einige

frische Holzkreuze mit deutschen Inschriften zeigen, daß hier deutsche Helden begraben liegen. Ein Sarg steht da. Einfach aus Brettern genagelt. Er trägt noch die Spuren der Erde, der er eben wieder entnommen wurde. Nun tragen sie ihn in die Kirche und bringen auch den Hinfahrt. Gedämpftes Licht umgibt uns. Durch zwei rote Vorhänge an den schmalen Gassenfenstern beim Altar bringt matter, milder Schein. Die Wände sind weiß gestrichen. Eine schmale Treppe führt auf die niedrige Kanzel. Braune Bänke wie in einer Schule stehen rechts und links. Vor dem Altar mit dem Silberkruz des Erlösers ist ein einfacher Tisch. Er trägt einen kleinen Tannenbaum. Das Grün des Baumchens hebt sich silbonettenhaft gegen die roten Vorhänge ab.

Nun öffnen sie den Sarg. — „Da liegt du nun, von Tannenzweigen umhüllt, in deiner ganzen Größe und in deiner ganzen Armlosigkeit, du schöner Mensch du! Noch spielt ein feines Lächeln um deine Lippen. Noch färbt ein leichtes Rot dir die Wangen. Die Hände leicht gefaltet, liegtst du da und schläfst. Schläfst in deiner alten Uniform, genau so, als du noch im Schützengraben auf Stroh lagst. Nur ein ganz kleines Loch und ein schmaler Blutsack auf dem Kopf, dort, wo das Herz liegt, melden, daß du ewig schläfst.“

Die Hände gefaltet, mit gebeugten Köpfen stehen acht Männer um den Sarg und beten. Bange Stille herrscht. Ein leiser Schauer geht durch uns. Ein Hauch von Furcht umschwebt uns. Tränen steigen auf. Keinen Atem hört man. Lange, lange, bange Stille. Endlich ein Ruck des Majors. Wie aus einer Lähmung erwachen wir. Der Körper wird in den Hinfahrt gelegt, der Deckel kommt darauf. Dann wird mit schweren Schrauben der

Sarg geschlossen. Er steht vor dem Tisch mit dem Lannend-
bäumchen. Alle verlassen die Kirche, nur ich bleibe. Zum
Andenken an dich, du lieber Mensch, will ich das arm-
selige Kirchlein mit deinem Sarg darin im Bilde fest-
halten. Ich stelle meinen Apparat in den Mittelgang und
photographiere. 10 Minuten lang. Draußen donnern die
Geschütze. Heulend fliegt eine

Granate an der Kirche vorbei
und schlägt fröhlich in ein Gebäude ein. Dann ist alles
ruhig. Die Uhr in der Hand, starre ich auf die Zeiger.
Erst drei Minuten! Der Apparat steht unbeweglich. Ich
fühle, wie das Objektiv das düstere Bild auf die Platte
saugt. Sekunde auf Sekunde verrinnt. Langsam, viel zu
langsam. Rabie Einsamkeit umgibt mich. Kein Laut ist
zu hören. Nur das Geräusch meines eigenen Atems
dringt an mein Ohr. Sonst nichts. Ich setze mich auf
eine Bank und stütze den Kopf. Mein Blick fällt auf die
Uhr. 6 Minuten! Plötzlich wieder Kanonendonner. Un-
willkürlich sehe ich auf das Zifferblatt. Eins — zwei —
drei Sekunden — dann ein furchtbares Krachen, ein
Sausen und Brausen, ein schrecklicher Schlag. Eine Gra-
nate ist unmittelbar hinter der Kirche eingeschlagen. Man
hört etwas zusammenstürzen. Das Krachen des
Schuttes, das Schid-kad der Dachziegel. — Dann wieder
diese bleierne, schwere Stille. Meine Augen heften sich
an den Sarg, der sich wie ein rechtlicher Schatten vom
Boden hebt. Da drinnen liegt nun ein Mensch wie ich,
mit all seinen Leiden, mit all seinen Freuden, mit seinem
ganzen Schicksal, das ihm im Leben beschieden war.
Stumm liegt er unter der Bretterhülle und tot soll er
sein. Und sag doch da, wie wenn er schlief. — Warum
soll er denn tot sein? — Warum ist er denn tot! — Furcht-
bare Gedanken zermartern mich. — „Wie kannst du tot
sein, du Mensch du?“ — Und dann packt mich ein Grauen,
und ein Jittern geht durch meinen Körper und eine wahn-
sinnsige Angst erfasst mich. Krampfhaft umklammern
meine Hände die Ranten der Bank. Jähes Entsetzen lähmt
mich. Schweiß perlt mir die Stirn. Diese bange Frage,
diese ewige Frage, die schon Millionen vor mir ausge-
stoßen haben, warum kann ich sie nicht beantworten?
Unendliches Rätsel, warum kann ich dich nicht lösen? —
Die zehn Minuten sind verstrichen. Ich packe meinen
Apparat zusammen. Soldaten erscheinen und tragen den
Sarg in den Wagen. Ich gehe langsam und grübelnd
die verlassene Dorfstraße entlang bis zum Kanal. Die
Sonne scheint. Ein blauer Winterhimmel dehnt sich aus.
Da drüben rechts vor mir stehen unsere schweren Mörser.
Aber sie schweigen. Nur die Feinde schreien. — Mir ist's,
als ob sie unsern toten Freund die letzten Ehrensalven
bringen. S. u. S.

*) Beethoven's berühmter Trauermarsch für einen ae-
fallenen Helden.

Von den Vogesen zum Kanal.

„Zwischen Nacht und Tag pfeift leise das Telephon im
Unterstand. Es hat in diesem Weltkriege überhaupt
allerlei Neuerungen übernommen, von denen wir hoffent-
lich im Frieden profitieren werden. Besonders die Deut-
lichkeit der Verständigung und die Höflichkeit der Verbin-
dungsstellen ist geradezu überragend. „Der Herr Kriegs-
berichterstatler wird gesucht! Ob er schon aufgefunden
ist?“ — Er ist aber überhaupt noch nicht im Bett gewesen.
Die helle Mondnacht und der würzige Lannendduft haben
ihn nach Mitternacht aus dem idyllischen Blockhütchen am
Felsenhang hinausgelockt und nun pendelt er mit Offi-
zieren und Mannschaften in den Schlängengräben hin und
her, den Blick nach dem schwarzen, schweigenden Wald auf
der anderen Seite der Talmulde gerichtet, wo ab und zu
ein Gewehrknall ertönt.

Doch nun heist es scheiden. Den Wasgentwald gegen
die belgische Rüste, die frühlichen Bayern gegen die ersten
blauen Jünger unserer Marine, das Baldestrausen
gegen das Meeresbrausen eintauschen, vom Fels zum
Meer zu reisen. Noch einmal schaue ich in die einzelnen
Unterstände hinein, rufe den Feldgrauen Grüße und
Wünsche fürs neue Jahr und für eine fröhliche Heimkehr
zu und verabschiede mich dann von den neugewonnenen
Freunden in dem reizenden Blockhaus, das mir ein heime-
liches Quartier in diesen ersten Tagen des neuen Jahres
gewiesen ist. Schon hat sich die Patrouille formiert, die
mich im Dunkel hinab nach dem Dörfchen geleiten soll, in
dem mein Kraftwagen wartet. Da tritt ein langer, ernster
Würzburger an mich heran. „Die dritte und die vierte
Kompagnie wünschen dem

Herrn Schriftleutnant
glückliche Reise und bitten ihn, die Heimat zu grüßen!“
— Die Heimat! Wir sehen uns alle an und keiner spricht
ein Wort. Wer unter uns hat nicht in diesen Weihnachts-
und Neujahrsnächten an die Heimat gedacht? Und da
kam nun einer hineingeschnitten in die Stille und Einsam-
keit dieses weltverlassenen Tales, der doch etwas von der
Heimat wissen mußte, der gewiß wieder zu ihr kam, und
da kam es mächtig über sie: „Traute Heimat, sei gegrüßt!“
Wir wandern schweigend und gebückt über das nächt-
liche Feld. Drüben konnten sie uns solange nicht sehen,
als der Mond hinter der schwarzen Felsenwand blieb,
und wir ersparten auf diese Weise ein hübsches Stück
Wege. Plötzlich erzählte mir der Mädchenschuldirektor
in der feldgrauen Uniform, daß die Feldpost ihm bis heute
noch keinen Weihnachtsgruß von seiner Frau
und den Kindern gebracht habe, während ein härtiger
Münchener den Kameraden von der Patrouille klar zu
machen suchte, daß die Kriegsberichterstatler keinerlei
Möglichkeit hätten, in dieses stille, abgelegene Tal etwa
ein Faß Münchener Bier gelangen zu lassen, denn sonst
würde er mir das schon gestiftet haben. Plötzlich ertönt
der Mond die Landschaft und fast gleichzeitig sagt es von
drüben her: „Pitsch! Pitsch! Pitsch!“ Und noch einmal:
„Pitsch! Pitsch! Pitsch!“ Ich kriege einen Stoß ins
Kreuz, daß

ich platt auf dem Bauch liege,
und als ich mich etwas verduht umsehe, liegen auch meine
Begleiter im betauten Gras eingekuschelt. Einen Augen-
blick später hat sich der Mond wieder hinter die Felsen-
wand zurückgezogen, und nun kriechen wir vorsichtig bis
zum nächsten Straßengraben weiter, wo wir uns hinab-
gleiten lassen. „Na, lachte der Professor, da haben Sie
die zweite Bescherung. Aber nun sind Sie in Sicherheit und
ein Mann bringt Sie noch bis an den Wagen. Wir müssen
jetzt zurück. Es kann das was geben, wenn der Mond
heraus ist. Leben Sie wohl und wenn Sie wieder ein-
mal in die Vogesen kommen, so denken Sie daran, daß
hier oben einige Leute sitzen, die sich Ihnen ein wenig
menschenverwandt fühlen. Sie sind uns immer von Herzen
willkommen!“

Ich nahm seine Hand in meine beiden Hände und
dachte daran, daß dieser Held mit seinen paar hundert
Mann seit Monaten hier oben auch für mein Heim und
meine kleine Welt kämpft. Was kann der armelige Mund
in solchen Minuten wohl sagen? Also zog ich meine
Sturmhaube, ließ den wilden Morgenwind um die
Schläfen wehen und neigte mich tief und schweigend. Er
hand da wie ein alter römischer Feldherr mit seiner Ko-
hortie im Hintergrunde, und auch sie verstand mich. Dann
sagen sie davon. Schattenhaft und lautlos verschwand

einer nach dem andern im weitgeöffneten Schlunde der
nächtlichen Dunkelheit. Aber es wird ein Tag sein, da
ziehen sie mit Blumen geschmückt, von Fahnen umflattert
und mit Jubel ohne Rufen begrüßt, in die Stadt am
grünen Fälservald ein. Dann werde ich bei ihnen sein
und sie beneiden um den Empfang, der nur dem siege-
krönenden Krieger blüht.

Der Fahrer meines Kraftwagens steht verschlafen und
verfroren da, als ich endlich im Dorfe lande. Noch sind
die Straßen menschenleer, da kein Einwohner vor Sonnen-
aufgang sie betreten darf.

Ich mache meinen Abschiedsbesuch bei dem lebens-
würdigen obersten Gasse der Tage. Er geleitet mich
mit seinen Offizieren noch bis an den Ausgang des
Dorfes. Aber plötzlich gerreißt ein scharfer, heulender
Ton die Morastille und wenige Schritte von uns ent-
fernt schlägt

prasselnd eine Granate

in einen Gartensaun, daß seine Splitters hoch über das
Dach der Beherei geschleudert werden. Wieder liegt dicht
vor meinen Füßen ein Eisensplitter, nur einer von der
Länge eines Fingers, aber mit wohlaußgeackten scharfen
Rändern.

In rasender Fahrt geht es dann nach einem noch-
maligen kurzen Aufenthalt im schönen Welbal und am
verstehten Stigelande der Cote noir vorüber Straßburg
zu, wo mich der wohlwärmte D-Zug aufnimmt.
Unterwegs gibt's auf einmal einen heftigen Knall durch
den ganzen Zug. Ein feindlicher Flieger hat sechs
Bomben auf die Strecke geworfen und zwei Schienen her-
ausgerissen, weshalb wir auf ein Notgeleise hinüberge-
zogen werden. So habe ich denn auf viererlei Weise die
Weihnachts- und Neujahrsgrüße des Feindes zu spüren
bekommen, und frühlich jahre ich schließlich in den Frank-
furter Hauptbahnhof ein, wo das eben Erlebte fast wie
ein wüster Traum erscheint. Wie ein Traum ist es mit
dann auch, als ich im Nebencoupee der Abgeordneten Zie-
lnacht erblide und ein anderer Abgeordneter der Linken
in mein Abteil einsteigt, aber einer, der eben von einem
Liebesgabendransport zurückkommt und ganz enthusias-
miert von denen da draußen spricht. Er hat keine
Sorge wegen unserer finanziellen und wirtschaftlichen
Rüstung und ich keine wegen unserer da draußen. Und
so klingen unsere gegenseitigen Mittellungen wie zwei
feingeschliffene Gläser aneinander und es gibt einen guten
Klang.

Dann ist es mir, als wenn die Heimat, die teure, mich
auf einige Stunden ganz in ihren Bann gezogen hätte.
Strich nicht eben noch eine kleine Hand über mein Gesicht
und klang da nicht ein frohes Kinderlachen an mein Ohr?
Aber als ich erwachte, tief schon wieder ein Schaffner durch
die Stille der Nacht den Namen einer mitteldeutschen
Station. Meterhöher Schnee bedeckte rings die Felsen, und
als ich abermals die Augen aufst, brauste der Zug über
die neue Kölner Rheinbrücke. Der gewaltigste der deut-
schen Dome reichte seine Doppeltürme gegen den kalten,
klaren Morgenhimmel, und wenige Stunden später war
ich abermals in Feindesland — auf Belgien's blutge-
tränktem Boden. Pitsch, heute kaum noch beachtet, wöhen
elste an den breiten Coupesesseln vorüber und im Abend-
dämmern nahm mich das schöne, alte Brüssel auf. Am
nächsten Morgen betrete ich bei Gent den Boden von
Flandern und um die Mittagsstunde empfängt mich das
zwitternde und schwabende Geläut des Glockenspiels auf
dem hohen Belfried von Brügge, der Stadt, wo ich endlich
Attem holen darf zu neuem Schauen und zu neuem Tun. —
Paul Schwyder, Kriegsberichterstatler.

Scherz und Ernst.

— Die eiferfüchtige Kriegerfrau. Man schreibt
der „Frankf. Ztg.“ aus Raumburg: Die Tochter einer
hiesigen Familie sandte kürzlich als Liebesgabe einen
selbstgefertigten Schal und Zigarren ins Feld und
fügte ihrer Sendung ein Kärtchen bei, auf dem sie
den unbekannten Empfänger bat, er möge doch mal
mitteilen, ob ihm die Sachen Freude gemacht hätten.
Sie hatte einen ungeahnten Erfolg, denn jetzt lief
folgender Brief ein:

„Geachtete Fräulein! Soeben erhielt ich in einem
Brief die Karte an meinen Gatten, die Sie ihm
ins Feld geschickt haben. Freut mich sehr, daß Sie
der Krieger draußen gedenken, aber ich möchte Ihnen
doch Klarheit schaffen: wenden Sie sich mit Ihren
Liebesgaben an ledige Herren und lassen Sie
verheiratete Männer damit verschont. Jäger Franz
M. ist verheiratet und Vater zweier Kinder. Bis jetzt
steht es immer noch in meinen Kräften, selbst
meinen Gatten zu versehen, und zwar in je-
der Beziehung, und ihn zufrieden zu stellen. Also
bitte, unterlassen Sie es, meinen Gatten jemals wieder
zu belästigen. Er hat genug an mir. Frau M.“

Das energische Schreiben lief in der Raumburger
Familie zunächst Staunen hervor, dann aber stür-
mische Heiterkeit; denn die Absenderin des Liebes-
gabenpakets und des Kärtchens ist eine junge Dame
von erst elf Jahren!

— Bitte Kanarienvogel nicht vergessen! Die neueste
Nummer (7) der „Völler Kriegszeitung“ enthält unter
anderen guten ersten Beiträgen in dem vom Mün-
chener Künstler Arnold ausgestatteten Beiblatt „Kriegs-
flugblätter“ folgendes rührende Geschichtchen: „Als ich
im Begriff stand, mein Geschäftszimmer des Batail-
lons in einem kleinen Dörfchen, dicht in der Nähe
des Feindes, aufzuschlagen, betrat ich ein Häuschen,
an dessen Tür stand: „Bitte Kanarienvogel nicht ver-
gessen!“ Eine rauhe Soldatenhand hatte in unge-
lenker Schrift dieses geschrieben, und zwar war dieser
„Barbar“ ein Sachse, worauf das schön geschwungene
S in „Kanarienvogel“ hindeutete. Der Schlingling war
überreich mit Wasser, Futter und Futter bedacht und
ward immer den nachfolgenden Truppenteilen auf
diese Art übergeben, von diesen verpflegt und ist so
erhalten geblieben. L. Leutnant und Adjutant.“

— Die Behandlung schriftlicher Nachrichten und
Beweisstücke in Kriegszeiten. In diesem großen und
schweren Kriege, den unser Vaterland um Sein oder
Nichtsein kämpft, ist es von höchster Wichtigkeit, daß
alles das, was an einen unserer Krieger oder über
ihn oder von ihm geschrieben ist, sorgfältig aufbewahrt
wird. Nicht nur als teure Erinnerung, sondern unter
dem Gesichtspunkte, daß solche Schriftstücke möglicher-
weise einmal als Ergänzungen zu amtlichen Feststel-
lungen des Verbleibs von Vermissten oder Verwun-
deten oder Gefallenen von größter Bedeutung werden
können. Wer je in amtlichen Auskunftsstellen Gele-
genheit hatte, zu beobachten, wie wenig sorgfältig
Nachrichten aus dem Felde, z. B. Briefe oder Post-
karten von Truppen, Feldwebeln, Kameraden, die den
Tod eines Kriegers den Angehörigen mitteilen, von
diesen — natürlich aus Unkenntnis der Folgen —
behandelt werden; wie diese Schriftstücke verknittert,
vernichtet, beschriebenen werden; wie man sie anderen
Händen anvertraut, sie mit der Post versendet, ins
Feld vielleicht auf Rimmerwiedersehen — der fühlt
sich zu der ersten Mahnung verpflichtet: „Bewahrt

wie ein Kleinod alles, was ihr von solchen Schrift-
stücken erhaltet. Macht euch Abschriften, oder laßt
euch solche fertigen, vergeßt dabei nicht scheinbar un-
wichtige Kleinigkeiten, wie Stempel und Aufschrift,
und sorgt womöglich für eine amtliche Beglaubigung
der Abschriften. Gebt die Urschriften nicht ohne Not
weg, sie können verloren gehen und damit Beweis-
stücke von unschätzbarem Werte. Und was ihr münd-
lich erfahrt — durch Kameraden und andere —, stellt
die Namen der Mittler fest, schreibt es auf und
laßt die Betreffenden es unterzeichnen, wenn es geht,
und hütet das alles getreu und mit Liebe.“

— Das Kriegsgedächtnis der Russen. Man schreibt
der „Frankf. Ztg.“ aus der Bukowina: Als die Russen
bei ihrem Vormarsch in die Bukowina zu der ersten Be-
setzung von Czarnowiz schritten, wurde dem Bür-
germeister der Stadt von dem russischen Parlamentär-
Offizier folgendes Schreiben überreicht:

„2. September 1914.

Herr Bürgermeister!

Ich sende zu Ihnen Herr Bürgermeister zu er-
fahren, ob Sie einstimmig sind die Stadt abzugeben
und den Eingang der russ. Militär versichern ohne
Kampf. Falls Sie einstimmig sind so bitte zu kommen
zu die Jüderfabrik in Alt-Juzza zum übersprechen
wegen Ihre hiesige Einwohner Leutnant Pigarevski.

Die Bekanntmachung des russischen Befehlshabers
in welcher er den Einwohnern die Befegung mitteilte
lautete: „Ich melde, daß dem 20. August (2. Septem-
ber) heute das russ. Heer Czernowice vernommen
von heute an ist die Stadt in unsere Hände. Ich
melde den Einwohnern, daß im Falle, wenn ein Schoß
sich hören wird dann wird die Stadt sofort ver-
nichtet. Ich befehle den Einwohnern daß niemand
bei den Fenstern und an die Balkonen sich bewies,
daß die Fenster müssen im Verlauf der Nacht hell
beluchtet sein, die Hotelen müssen menschenrein und
verschlossen. Dafür verpflichte ich mich unterhalten vollen
Ungesahr in der Stadt Czernowice. Wenn ein Wider-
stand sein wird, dann werden die Leute, welche bei
uns sich finden, erschossen und die Stadt vernichtet.“
Kommandant der Stadt.“

— Französisch nicht mehr offizielle Telegramm-
sprache. Nach einer offiziellen Mitteilung an die bul-
garische Postverwaltung wird die ungarische Post die
französische Sprache künftig nicht mehr als offizielle
(d. h. zugelassene) Telegrammsprache anerkennen. Tele-
gramme nach Ungarn müssen in deutscher oder ungar-
ischer Sprache abgefaßt sein.

— Die gute, kleine Marie. Eine Leserin in Wies-
sande der „Frankf. Ztg.“ ein Gedicht, das ihr 12-
jähriges Schwesterchen von einem Landwehrmann aus
Polen erhielt. Der brave Landwehrmann hatte von
der Kleinen gestrichte Liebesgaben-Soden bekommen.
Außerdem hatte sie eine Tafel Schokolade hineinge-
näht, auf die sie ihren Namen gesetzt, und hatte
um einen Gruß des Empfängers gebeten. Den sandte
er ihr nun in den folgenden hübschen Versen:

Klein Mariechen, die Kompagnie
Machte heute morgen 'ne Lotterie;
Woll'ne Sachen und Liebesgaben
Waren in Hülle und Fülle zu haben.
Und Fortuna, die holde Maus,
Hand für mich just das heraus,
Was du mit fleißigen Fingern gestrickt
Und mich von Herzen hast beglückt;
Denn wisse: in diesem Laufe-Polen
Bist ich seit Wochen auf blanken Söhlen,
Frör bebenlich an allen Zeh'n,
Klapperte fröhlich beim Gehen und Steh'n.
Und das ist ein Unglück, denn, kleine Marie,
Der oberste Befehl der Strategie
Heißt: Hüte warm und das Pulver trocken.
Da kommen als Retter deine Soden.
Schmiegen sich weich um die beiden Flossen,
Sitzen dabei wie angegossen.
Und spenden mir, du liebes Schätzchen,
Dazu auch noch Schokoladenplätzchen.
Das ist doch mehr, als erwarten kann
Ein münchermordender Landwehrmann.
Daher, Mariechen, für deine Spende
Küss ich im Geist deine fleißigen Hände
Und schwöre dir und den deutschen Frauen,
Daß wir die Russen mächtig verbauen,
Damit ihr lieben Mädel und Kindel
Nimmer müßt zittern vor diesem Gesindel.
Und sehr' ich aus blutigem Kriegerstrauch
Einst wieder zurück in der Heimat Haus
Und ziehe wie einst durch dein trautes Ländchen,
Dann küß ich in Wahrheit dir die Händchen.
Und sage munterlich auch wieder Sie
Zu dir, du gute, kleine Marie.

Mit 1000 000 Dank Al. Lorenz.

Ein Kinderlied an Hindenburg.

Die heutige Nummer des „Kriegscho“ bringt folgendes
nette Gedicht an Hindenburg, das der zehnjährige Berliner
Schüler Erich Krüger eingesandt hat:

O lieber General Hindenburg,
Hau tüchtig nur die Russen durch,
Damit Du bald kannst in Berlin
Durchs Brandenburger Tor einziehn.

Wir schreien dann auch laut Hurra,
Und ich, ich bin gewiß auch da,
Und sicherlich erkennst Du mich,
Denn der am lautsten schreit — bin ich.

Gibst Du 'ne Siegesnachricht raus,
Fällt jedesmal die Schule aus,
Denn danken wir Dir auch recht schön
Und möchten Dich bald selbst mal sehn.

Deutsch-amerikanisch.

In der amerikanischen Apothekerzeitung vom November
v. Js. sind zwei Verse sehr interessant:

Wie führen die Großmächte den Krieg?

Der Deutsche mit dem Mut,
Der Franzmann mit der Wut
Der Russe mit der Knut,
Der Witte mit der Schnut!

An die Newyorker Presse, soweit sie deutsch
feindlich ist.

O lüg', solange du lügen kannst,
O lüg' verkrantzt, verdrückt, verrückt,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du die Wahrheit sagen mußt.

Verantwortlich: Adam Etienne Desfrich